

Vorwort

»Glaube denen, die die Wahrheit suchen, und zweifle an denen, die sie gefunden haben.«

André Gide

Als ich 2008 im Rahmen eines Anthropologie-Seminars an der Universität Münster das erste Mal mit dem Thema Intersexualität in Kontakt kam, war mir, als hätte man mir bislang ein essenzielles Wissen über meine Umwelt vorenthalten. Ich wusste bis dato nichts von der Existenz jener Menschen, die weder Frau noch Mann bzw. die zugleich Frau und Mann waren, welche aber in jedem Fall ein anderes Geschlecht besaßen, als diejenigen, welche meinen Horizont für das absteckten, was ich bisher als natürlich und normal betrachtete. Bis zu dieser Zeit war ich davon ausgegangen, dass die binäre Aufteilung der Geschlechter zumindest in der Gattung der Homo eine Natursache und als solche eine objektive Tatsache darstellt, die anzuerkennen und nicht anzuzweifeln ist. Erst später fand ich heraus, dass ich diese Menschen deswegen nicht kannte, weil ihre Existenz systematisch unbekannt gemacht wurde und meine eigenen Vorstellungen von der Natur der Geschlechter und mein eigenes Unwissen über die Intersexualität Teil dieser Tabuisierung waren. In der Annahme, dass die Grenzen meines Denkens die Grenzen meiner Umwelt bildeten, fragte ich mich, wie sich diese Zwischen-, Doppel- oder Andersgeschlechtlichkeit konkret äußert. Als Student, der zwar mitdachte aber mit Wortbeiträgen sparsam umging, war mein Interesse an dem Thema doch so groß, meinen damaligen Dozenten zu fragen, wie sich ein intersexuelles Geschlecht zeigt und woran man dieses erkennt. Ich erinnere mich noch sehr gut an seine Antwort: Er sagte uns, dass bei Neugeborenen nicht immer eine eindeutige Geschlechtszugehörigkeit an den Geschlechtsorganen abzulesen sei und es sich bei diesen Individuen, wie er sie noch etwas historisch adressierte, um »Hermaphroditen« handeln würde.

Aus dieser anfänglichen Neugier erwuchs das Bedürfnis, mehr über die gesellschaftliche Existenz jener Menschen zu erfahren, die zwischen, fernab oder irgendwie innerhalb der Zweigeschlechterordnung lebten, so dass ich mich nach meinem Grundstudium in Münster beurlaubte, um für ein sechsmonatiges Forschungspraktikum an das Institut für Sexuallforschung am Uniklinikum Hamburg-Eppendorf zu gehen. Im Rahmen der dort angesiedelten interdisziplinären Forschungen, an denen Mediziner*innen mit Soziolog*innen und Psycholog*innen zu verschiedenen Themen forschen und gemeinsam einen inter- und transdisziplinären Blick kultivieren, den ich sehr schätzen gelernt habe, bekam ich einen umfassenden Einblick sowohl in die medizinischen Behandlungspraktiken als auch in die subjektiven Lebens- und oftmals auch Leidensgeschichten von intersexuellen Personen. Die Zeit dort war sehr lehrreich für mich. Ich blieb daraufhin bis zum Ende meines Studiums als studentischer Mitarbeiter angestellt und durfte in dieser Zeit neben zahlreichen Wissenschaftler*innen auch einige intersexuelle Personen kennenlernen, die mich aus ihrer sehr persönlichen Sicht mit dem Thema vertraut machten. Mit dem so gewonnenen Wissen fertigte ich zum Ende meines Studiums wenige Semester später eine erste Examensarbeit an. Im Rahmen dieser sog. »Mixed-Method-Studie«, welche ich, inspiriert durch meine damalige Norbert Elias Lektüre, unter dem Titel »Die Soziogenese des Hermaphroditen« in Münster eingereicht habe, ging es mir neben den bereits vorhandenen verschiedenen wissenschaftlichen Perspektiven vor allem darum, eine individuelle Sichtweise aufzunehmen, so dass ich für diese neben historischen Exkursen und quantitativen Auswertungen ferner narrative Interviews mit intersexuellen Personen führte.

Erst nach und nach verstand ich selbst, dass auch mein persönliches Interesse an dem Thema kein Zufall darstellt, sondern aus einer zeitgenössischen Entwicklung hervorgeht, welche sich international seit Ende des 20. Jahrhunderts im Rahmen einer emanzipatorischen Bestrebung als queere Bewegung zeigt: Angeregt durch postmoderne Überlegungen und ihren Zweifeln an einer objektivistischen Aufklärung der menschlichen Existenz als evidente »Natursache«, die in den 1980er Jahren eine regelrechte »crisis of confidence« in den Humanities ausgelöst hat, treten zunehmend auch Variationen von Geschlecht als eigene Existenzformen in Erscheinung, welche bislang im Rahmen medizinischer Pathologisierungen und juristischer Kriminalisierungen »normalisiert« und innerhalb einer dichotomen Ordnung als quasibinäre Erscheinungen unsichtbar blieben. Mit Blick auf den medienwissenschaftlichen Grundsatz, dass wir unser Wissen über die Welt zu einem Großteil den Medien verdanken, stellte ich mir die Frage, ob unsere kollektive und somit auch meine eigene langjährige Unwissenheit neben einer einseitigen wissenschaftlichen Aufklärung ferner aus einer

fehlenden medialen Beachtung resultierte. Auch fragte ich mich, ob angesichts der Tatsache, dass intersexuelle Menschen und ihre Körper ja ›wirklich‹ existierten, ihre Existenz kultur- und epochenübergreifend bezeugt ist und sich lediglich die Art und Weise ihrer Benennung und Behandlung unterscheidet, wie bei uns in der Vergangenheit über das Geschlechterphänomen gesprochen wurde.

Zweifelloos ließ sich erkennen, wie das noch vor einigen Jahren tabuisierte Thema zunehmend zum Gegenstand öffentlicher Verhandlungen wurde. In den Medien sah ich, dass sich die jüngsten Verhandlungen primär auf den Sport konzentrierten, wo der Körper und das Körperliche zentraler Gegenstand von Wettbewerb, aber auch von Klassifizierung und Normalisierung darstellt. Gleichzeitig konnte ich erkennen, dass bislang kaum Forschungen existierten, die sich dem Thema mit Bezug auf den Sport annahmen und welche die Rolle der Medien und der Medizin bei der Segregation der Geschlechter untersuchten. In diesem Sinne haben zahlreiche Untersuchungen inzwischen nicht nur verdeutlicht, wie Geschlechterverhältnisse im Sport erzeugt werden, etwa über den Ein- und Ausschluss zu bestimmten Sportdisziplinen oder mittels unterschiedlicher Regelwerke, sondern auch, wie die im Sport erzeugten Verhältnisse gleichsam auf einen allgemeinen gesellschaftlichen Status Quo verweisen und die Segregation im ›kleinen‹ System des Sports auf das ›große‹ System der Gesellschaft verweist. Aus dem Interesse, hierüber mehr zu erfahren und eine Forschungslücke zu schließen, ist die vorliegende Arbeit entstanden. Sie ist somit das Ergebnis eines mehrjährigen Forschungsprozesses, welcher am Ende auf das Thema »Intersexualität im Sport« fokussiert wurde, und stellt zugleich die leicht überarbeitete Fassung meiner 2019 an der Fakultät für Psychologie und Bewegungswissenschaft der Universität Hamburg eingereichten Dissertation dar.

Für das vorliegende Ergebnis habe ich die Unterstützung vieler anderer erfahren. Sie verdankt somit Vielen Vieles.

Prof. Dr. Gabriele Klein, Leiterin des Arbeitsbereichs »Kultur, Medien und Gesellschaft« an der Universität Hamburg, danke ich für ihre Professionalität und die vielen wertvollen Anregungen, die einem Doktoranden das Vertrauen gegeben haben, sein Ziel nicht aus dem Blick zu verlieren.

Prof. Dr. Arne Dekker, Soziologe und Sexualforscher am Institut für Sexualforschung des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf, danke ich für die vielen wertvollen Anregungen, die mich bereits seit meinem Grundstudium begleiteten und von denen ich sehr viel lernen durfte.

Ich bedanke mich bei allen intersexuellen Personen, die mir Einblicke in eine bis dato unvorstellbare Lebenswelt gewährt haben und für ihren Mut, mir ihre sensiblen Geschichten und wertvollen Wahrheiten anzuvertrauen.

Den Mitarbeiter*innen des Instituts für Sexualforschung in Hamburg danke ich dafür, dass Sie mich als Studenten aufgenommen haben und mir so einen neuen Weg und eine erste Perspektive eröffnet haben, wovon ich bis heute profitiere.

Den Teilnehmenden der Hamburger Qualifikationskolloquien sowie der gemeinsamen Data Sessions danke ich für die Zeit, die sich alle genommen haben, um sich regelmäßig zu treffen, sich mit meinen eingereichten Texten zu befassen sowie für den kritischen und kreativen Input, diese gemeinsam weiter zu denken.

Meinem guten Freund Julian Groll danke ich für die Erstellung des Buchcovers und die kluge Idee, das Dreidimensionale als Metapher für die Grenzüberschreitung zu denken.

Der Gleichstellung der Universität Hamburg danke ich für die finanzielle Unterstützung, um mein Buch zu veröffentlichen.

Von ganzem Herzen bedanke ich mich auch bei meiner Partnerin Eva Franziska Fehmer. Sie hat während meiner Arbeit an dem vorliegenden Buch nicht nur unsere Tochter Greta auf die Welt gebracht, sondern parallel zahlreiche Auszüge aus der Arbeit gegengelesen, meine Überlegungen in gewohnt sympathischer Manier angezweifelt und mir auf ihre eigene Weise neue Einblicke eröffnet. Auch danke ich ihr dafür, dass sie es während der Arbeit mit einer so einseitigen Person wie mir ausgehalten hat; einer Person, die über einen langen Zeitraum über nichts anderes gesprochen hat als über das Thema Intersexualität.

Hamburg, Februar 2020